

Heidenreich, Das Fest der Fliegen

Mittagsstille. Die Place Robert Gréverie war menschenleer. Eine braunweiß gefleckte Katze schlich um das Grabmal des Unbekannten Soldaten.

Dennoch hatte Swoboda das Gefühl, dass er aus allen Häusern am Rand des Platzes beobachtet wurde.

Er zögerte. Das Haus Nummer Sechs war in keinem guten Zustand. Die einst cremefarbene Fassade war stockfleckig und von Rissen durchzogen.

In der Mitte der ersten Etage stand ein Treppenhausfenster offen.

Im Erdgeschoss geschlossene Lamellenläden, die in der Salzlucht der nahen Küste ihren Anstrich verloren hatten. Von den Fensterbänken zogen sich auf dem Verputz dunkelgraue Schmutzfahnen zum Trottoir hinunter.

Die Haustür war nicht verschlossen. Die Flurbeleuchtung klickte, funktionierte aber nicht. Trotz des starken Luftzugs ein deutlicher Schimmelgeruch.

Swoboda gewöhnte sich an das Halbdunkel. „Hallo? – Madame

O’Hearn?“ Ein schmaler Korridor. Steinfußboden. Linkerhand

führte eine Treppe vom Ende des Gangs nach oben. Dort musste das offene Fenster sein: Auf das Geländer und die Stufen fiel ein heller

Schimmer.

Seine Schritte kamen ihm zu laut vor. Er blieb stehen und rief sich in Erinnerung, was er sagen wollte. „Verzeihen Sie bitte, ich hoffe, ich störe

Sie nicht, meine Name ist Swoboda, ich komme aus Deutschland. Erinnern Sie sich an mich? Nein?“

Wie eine Litanei hatte er sich auf der Fahrt nach Valmont diese Sätze auf Französisch, so gut er eben konnte, vorgesagt; er war sich nicht sicher, ob es die richtigen Worte waren. Wichtig war vor allem, mit Janine

O’Hearn ins Gespräch zu kommen, einen Anfang zu finden. Ihr Gesicht

zu sehen. Die Ungewissheit zu beenden, die ihn seit Monaten beunruhigte, und Madame O’Hearn’s Erinnerung mit seiner eigenen zu vergleichen.

Franzosen, sagt man, setzen voraus, dass jeder Französisch mit ihnen spricht. Auch wenn die alte Dame Englisch verstand oder vielleicht

sogar Deutsch, wollte er es in ihrer Muttersprache versuchen. *Je*

suis allemand, je m’excuse. Vous êtes Madame O’Hearn? Mon nom est Swoboda, Alexandre Swoboda. Vous étiez à Edinburgh, non? La tour de le

Musée de la Camera Obscura n’est ce pas? J’étais là aussi. Nous avons vu...

Jetzt würde er ihr die Wahrheit sagen. Dass er damals im Turm der *Camera Obscura* von Edinburgh nicht der Tourist war, für den er sich ausgegeben hatte, sondern ein Kriminalkommissar außer Dienst, pensioniert, *en retraite*; oder nein: Eigentlich sei er Maler, tatsächlich, *peintre, vraiment*. „Aber die Kunst ernährt das Leben nicht, Sie verstehen, Madame?“
Les beauxarts

ne nourrissent pas la vie...

Nein, er habe nicht versucht, sie telefonisch zu erreichen. Seit dem Sturm gestern seien die Leitungen tot, habe ihm der Portier im Hotel Normandie lachend erklärt, das sei üblich hier: Kam der Sturm, blieb das Telefon weg, die Leitungen *cassé*, und nicht nur die, manchmal auch der Strom. Eine Mobilnummer von ihr hatte er leider nicht. Nein, nein, er wolle weiter nach Honfleur, zum Museum Boudin. In Fécamp sei er nur *pour quelques jours*.

Und dann? Vielleicht bot Janine O’Hearn ihm eine Tasse Tee an – dazu, wenn sie sich über seinen Besuch freute, einen harten Calvados oder süßen Pommeau, wenn nicht gar einen klebrigen Bénédictine, bestimmt auch Kekse, alte Damen hatten immer Kekse. Er würde mit ihr über den Toten von Edinburgh sprechen. Und ihr Gesicht betrachten. Prüfen, ob sein Gedächtnis irgend etwas davon bewahrt hatte.

Wenn er Glück hatte, würde Madame O’Hearn sich besser als er an jenen Vormittag erinnern, an dem alle, die um den Bildtisch der *Camera Obscura* standen, jenen Vorfall beobachtet hatten: den Mord, der am helllichten Mittag unten auf dem Parkplatz vor dem Kastell begangen wurde, während sie oben im Turm zusahen. Sieben Touristen, die wie Kinder das Abbild der Außenwelt auf dem weißen Tisch anstarrten. Dort lief ein Film, der kein Film war, sondern nichts als Gegenwartslicht, vergänglicher Augenblick.

Eine vage Vorstellung von Madame O’Hearn war ihm geblieben. Die gebeugte, zarte Gestalt, ihr zögerlicher Gang, als müsse sie jeden Schritt zuvor innerlich prüfen. Aber das Gesicht? War es liebevoll, hilflos gewesen? Er stellte sich eine Frisur vor: Rotbraun gefärbte Haare, auf der Höhe der Ohrläppchen gekappt und vor der Stirn in einer fast verwegenen Linie schräg geschnitten. Gehörte das Bild tatsächlich zu Madame O’Hearn?

Seit fast einem Jahr quälte Swoboda sich mit Zweifeln an seinem Gedächtnis. Menschen verschwanden aus seinem Kopf. Erst fielen ihm die Namen nicht mehr ein, dann wurden die Gesichter undeutlich und machten sich davon. Vor dem Einschlafen versuchte er, sie zurück zu rufen. Sie tauchten kurz auf, ließen sich aber nicht halten und verschwammen in einer dunklen Ferne, von der er nicht wusste, ob sie innerhalb oder außerhalb seines Kopfes war. Angst breitete sich in seiner Brust aus. Sie lähmte seine Hand beim Malen. Sie fraß die Hand auf. Er konnte spüren, wie seine Finger die Sicherheit mit dem Kohlestift und die über Jahrzehnte eingeübte Pinselführung vergaßen, mit der er bisher der Leinwand Tiefe und Raum geben konnte. Schließlich hatte er Martina davon erzählt. „Ich verliere die Jahre, die Typen, mit denen ich zu tun hatte, denen ich auf die Spur gekommen bin, die ich nach tagelangen Verhören überführt habe, ich habe ihnen gegenüber gesessen, ihnen Stunden und Stunden ins Gesicht gesehen, jetzt ist es weg, sie hauen einfach ab, verstehst du, ich weiß noch, irgendwas war mit denen, aber sie heißen nicht mehr, sie sehen nicht mehr aus, sie sind niemand mehr! Und wenn das nur der Anfang ist? Mein Gehirn geht kaputt, löscht erst meine Fälle, die Arbeit von vierzig Jahren! Und dann? Was danach? Wann werde ich dein Gesicht vergessen?“

Sie hatte ihn beruhigt. Eine Krise. Kein Wunder nach dem, was passiert war. Dazu seine Pensionierung. Jahrelang Stress, und plötzlich nichts mehr. Die unerträglichen Anfeindungen in der Stadt. „Das gibt sich wieder. Nimm dir jetzt Zeit für deine Kunst und denk nicht an die Vergangenheit!“ Sie schien nicht zu begreifen, dass auch die Kunst keine Zuflucht mehr war. Dass er eine panische Angst davor hatte, irgendwann die Akten der eigenen Fälle zu lesen wie fremde Romane. Es ging um sein Leben. Er hatte recht. Es ging tatsächlich um sein Leben. Doch anders, als er glaubte. Zu dieser Mittagstunde an der leeren Place Gréverie in dem normannischen Städtchen Valmont ahnte er noch nicht, dass er den Tod auf die eigene Spur gesetzt hatte.

Er konnte immer noch umkehren. Schließlich hatte er die Reise wegen der Impressionisten unternommen. Nicht als Kriminaler, dem der Kopf leer wurde, sondern als Maler, der jetzt, mit sicherer Pension, ausschließlich Künstler sein durfte. Nach Giverny war er natürlich wegen Claude Monet gekommen. Doch warum war er weiter gefahren, bis La

Manche, an die Felsen des Pays de Caux, wo der Atlantik in den Ärmelkanal übergang? In Fécamp hatte er nicht die vom Hotelportier gepriesene *Eglise abbatiale de la Sainte-Trinité* aufgesucht, sondern die Fischhalle am Quai Bérigny, und war mit der ausgestreckten Hand über die Haut eines großen dunkelgrauen Rochen gefahren, der in einem der vorderen Kästen auf dem Eis lag. Warum hatte er das getan? Früher wäre ihm nicht eingefallen, ausliegende Fische anzufassen. Die scharfen Dornen der Fischhaut hatten ihm die Fingerkuppen aufgeritzt und er hatte erschrocken den Laden verlassen, um in der Apotheke zwei Häuser weiter Pflaster zu kaufen. War es Zufall, dass er nachmittags auf der Straßenkarte entdeckt hatte, wie nahe Valmont war? Der Ort hinter der normannischen Küste, den die ehemalige Lehrerin Janine O'Hearn in Edinburgh erwähnt hatte. „Haben Sie nicht gelesen, *Die Gefährlichen Liebschaften* von Choderlos de Laclos? Der Vicomte de Valmont war ein Monster!“ Sie hatte gekichert wie ein Mädchen. „Stellen Sie sich vor, Monsieur, da wohne ich nun seit meiner Kindheit!“

Er war nach Valmont gefahren, bis zur Place Robert Gréverie. Jetzt hatte er das Haus Nummer Sechs betreten. Die Rentnerin hatte erzählt, ihre schottischen Urgroßeltern seien vor dem Hunger zu Hause in die Haute Normandie ausgewandert. Warum belästigte er die alte Dame? Ein Test, den er mit sich selbst machte. Was hatte sie mit seinen Ängsten zu schaffen!

Wieso aber hatte er das unbestimmte Gefühl, er müsse sie warnen? Vielleicht sollte er besser das Haus verlassen, in den Wagen steigen, nach Le Havre fahren und auf der Pont de Normandie die Mündung der Seine überqueren, dann weiter nach Honfleur, auf der Spur des Malers Eugène Boudin.

Wieder zögerte er. Nicht der Maler Alexander Swoboda zögerte, der das Licht der Normandie in seinen Augen sammelte. Der Kriminalhauptkommissar außer Dienst zögerte und hasste zugleich seine Unfähigkeit, sich zu entscheiden.

Nach ein paar Schritten im Hausflur sah er rechts eine Tür, klopfte, und als niemand antwortete, öffnete er sie. Ein unmöblerter Raum. Die Fensterflügel standen offen, durch die Lamellen der geschlossenen Außenläden fielen Lichtstreifen auf das Schachbrettmuster aus dunkelroten und weißen Fliesen. Am hinteren Ende war im Halbdunkel ein offener

Kamin zu sehen, der mit Pappkartons zugestopft war. In der Mitte des leeren Raums stand ein Damenfahrrad auf dem Ständer. Die Chromteile blinkten matt. Swoboda starrte es an. Es starrte zurück wie ein vergessenes Tier.

Er begann zu schwitzen. Das Haus war kalt und zugig. Warum konnte er den Blick nicht lösen vom Doppelschwung der Lenkstange? War es jetzt so weit? Drehte er durch? Er trat drei Schritte hinter sich und lehnte sich mit dem Rücken an die Mauer des Treppenaufgangs. Durch Trenchcoat, Jackett und Hemd hindurch spürte er die Kälte der Wand. Er sah an sich herunter, hob die Hände und spreizte sie. Sie zitterten. Nicht sehr, aber unbeherrschbar. Er hatte einige gefährliche Augenblicke in seinem Berufsleben überstanden. Jetzt aber war die Gefahr in ihm selbst. Und keine Polizei Erfahrung half ihm, sie zu bestehen. Nach den letzten Morden in Zungen an der Nelda, mit deren Aufklärung er die halbe Stadt gegen sich aufgebracht hatte, wollte er nichts mehr zu tun haben mit der schwarzen Seite der Welt, die aus geplanten, versehentlichen, tragischen Gewalttaten bestand und aus verzweifelten, eiskalten, brutalen, oberflächlichen, krankhaften Tätern. Die Frühpensionierung ein Jahr vor der Zeit würde ihm gut tun...

Doch seit er nicht mehr in die Abgründe blickte, hatte sich eine seltsame Ratlosigkeit in ihm ausgebreitet. Er kam mit der Beliebigkeit seiner Tage nicht zurecht. Bis er in einer Art innerem Stillstand verharrte, stundenlang in seinem Atelier in der Prannburg hockte und seine alten Bilder anstarrte, als hätte ein anderer sie gemalt. Als er Martina immer wieder mit seiner Furcht vor dem Verschwinden seiner Erinnerung bedrängte, bat sie ihn, einen Arzt aufzusuchen. Sie nahm das Wort Depression nicht in den Mund, sie sprach von Melancholie. „Melancholie des Künstlers, das ist doch von allen bekannt!“ Sie meinte es gut. Er hielt von solchen Erklärungen nicht viel. Dass man der Sache einen Namen gab, änderte nichts. Ja, es ging ihm nicht gut. Es ging ihm verdammt noch mal nicht sehr gut! Er gab es ja zu! Plötzlich hatten seine beiden klar getrennten Lebensweisen, privat als Maler, öffentlich als Kriminaler, ihre Eindeutigkeit verloren. Er hätte jetzt jeden Tag malen können. Und tat es nicht. Martina wollte seine Bilder in ihrer Galerie ausstellen. Er weigerte sich. Klaus Leybundgut, mit dem er seit der Schulzeit im Zungener Gymnasium befreundet war und der als Rechtsmediziner

fast dreißig Jahre mit ihm zusammen gearbeitet hatte, nannte ihm die Adresse einer Therapeutin. Nicht hier, wo jeder ihn kannte. In der Landeshauptstadt, gut zwei Autostunden entfernt von der Zungener Provinz. „Wenn du willst, melde ich dich an. Ich halte viel von ihr, sie kann dir helfen, wenn du dir helfen lässt...“

Doktor Ruth Sallwey – eine unauffällige Dame, sehr klein, gekleidet im bräunlichen Farbton der Tapeten im Behandlungszimmer, er schätzte sie auf Ende fünfzig, weiße Haut, weißes Haar, drei Zentimeter kurz – ließ sich auf keine Therapierichtung festlegen. Swoboda hatte sich nichts von ihr versprochen, war mit einer gewissen vorgefassten Verachtung zur ersten Stunde gekommen. Dieser blässliche Typus, bei dem man unwillkürlich an Sonnenbrand dachte, erschien ihm nicht vertrauenerweckend. Am Ende der Stunde hatte sie erkannt, dass Swoboda die Mörder fehlten.

„Bisher haben die Täter ihrem Leben einen Sinn gegeben. Nicht den ganzen, denn Sie sind auch Künstler. Aber doch den Sinn des Alltags, des Berufs, der Sie ernährte. In jeder Hinsicht ernährte. Mörder gibt es weiterhin, aber Sie haben nichts mehr mit ihnen zu tun. Darum verlieren sich die Gesichter in Ihrer Erinnerung. Eine Art Abnabelung. Ihr Gedächtnis erhält keine Nahrung mehr und weiß nicht, warum es die alte Nahrung noch wiederkäuen sollte. Das vermute ich jedenfalls. Sie könnten es eigentlich genießen, aber sie haben Angst davor. Wir werden sehen, woher das letzten Endes kommt. Denn alles, Herr Swoboda, hat einen Hintergrund. Als Kommissar wissen Sie das natürlich. Träumen Sie? Nein? Natürlich träumen Sie, Sie erinnern sich bloß nicht. Nun gut. Fürs erste rate ich Ihnen zum Ortswechsel. Machen Sie eine Reise. Allein. Nicht zu fern, nicht zu nah. Danach unterhalten wir uns weiter. Und noch etwas: Malen Sie die Gesichter! Die Gesichter der Mörder. Und der Opfer. Malen Sie die Gesichter, die Sie vergessen haben. Das kommt Ihnen paradox vor, nein?“

„Nein“, hatte der Klient geantwortet.

Und Dr. Sallwey hatte gelächelt, mit einem Ausdruck listiger Zufriedenheit, der Swoboda empörte. Seine gescheiterte Ehe fiel ihm ein. Maria hatte immer so getan, als wüsste sie über seine Gefühle besser Bescheid als er selbst.

Die Küste der Normandie. Ihre im Dunst verschwimmenden Kreidefelsen,

die Monet und Turner gemalt hatten, die Steintore, die vor Etrétat ins Meer ragten. Les Falaises. Das rostige Gelb der Steilwände in den Buchten von Les Grandes Dalles und Les Petites Dalles, riesige Hände, die das Land zur Abwehr der Sturmfluten gegen den Horizont hielt. *Lichter Ocker, Siena natur, Neapelgelb dunkel, Englischrot*, und oben, wo die Wiesen bis an die Kante reichten, all die vermengten Grüns, *Permanentgrün, Grüne Erde, Chromoxidgrün stumpf*, im hellen Meereslicht auch *Chromoxidgrün feurig* und *Kadmiumgrün hell*. Er hatte die Ölfarben nicht mitgenommen. Aquarelle, ein paar Kreidezeichnungen. Mehr war in den letzten Tagen nicht entstanden. Die Farben des Meers machten ihm zu schaffen. Es wechselte ständig die Tönung seiner Haut, mit keinem *Russischgrün* oder *Preußischblau* oder *Ultramarin* kam man ihm bei. Das Geheimnis schien nicht im Spektrum der Farben zu liegen, sondern zwischen *Tiefe* und *Schaum*. Wenn es von der Sonne berührt wurde, blendete es zurück, als gäbe es ein Echo des Lichts. Dieses Echo erzeugte in ihm ein weiteres Echo und machte ihm klar, dass er sich betrog: Er war nicht wegen der Impressionisten von zu Hause weg gefahren. Er war gefahren, weil Martina ihn angefleht hatte, den Rat der Therapeutin zu befolgen und zu verreisen. „Du erträgst mich nicht mehr“, hatte er gesagt. Sie hatte geschwiegen. Sie hätte wenigstens sagen können: „Vielleicht.“

In Fécamp hatte er die Ausfallstraße nach Valmont verpasst, er hätte Richtung Bolbec fahren müssen. So aber geriet er nach den Serpentinien, die sich aus der Hafengebucht zum Kreideland hinauf wanden, auf die D 925 nach Cany. Ihm fiel ein, dass er die Karte im Hotelzimmer liegen gelassen hatte. Die Landstraße stieß schnurgerade zwischen Kuhweiden und Feldern nach Nordosten. In der Ebene rechts der Straße lagen fern kleine Dörfer, erkennbar an den Silhouetten ihrer gotischen Kirchtürme vor dem gleißenden Licht des Himmels. Links, hinter den Äckern, die an die Wiesen grenzten, musste das Meer sein. Die Äcker waren nach der Ernte frisch gepflügt, fette Schollen glänzten unter der Mittagssonne. *Gebrannte Siena dunkel* und zwei Teile *Van Dyck Braun*, dachte Swoboda, dem Glanz auf ihnen müsste man die Himmelsfarbe beimischen. Er ahnte, dass Valmont rechts von der Straße lag, und als er an einer Kreuzung den Wegweiser nach Therouldeville sah, bog er ab. An der

Ecke war eine Gärtnerei, die ihre letzten Rosenstöcke mit rostfleckigen Blättern als Sonderangebot an der Strasse offerierte. Er merkte sie sich für den Fall, dass er sich verfahren würde und wieder nach Fécamp zurück finden müsste.

Sein Gefühl hatte ihn richtig geführt: Nach etwa drei Kilometern senkte sich die Straße in den Schatten eines kleinen Waldes, rechterhand ein paar Villen mit Gärten. Mannshohe Rhododendronbüsche. Er hätte sie gern in Blüte gesehen und sich für seine Palette die entsprechenden Mischungen ausgedacht, doch jetzt, Anfang September, gab es nur noch die blassblauen, schneeweißen, weinroten und lila Hortensien, die direkt neben der Böschung wuchsen: *Kobalt* und *Ultramarin* zu gleichen Teilen, *Krapplack dunkel*, zehnfach *Kremserweiss*, und viel Verdünnungsmittel *schnell trocknend* – die Ölfarben tauchte von selbst vor ihm auf. Kopfbilder. Vielleicht würde er sie irgendwann auf die Leinwand bringen.

Der Ort fing hässlich an wie die meisten normannischen Kleinstädte, um deren alten Kern sich die neue Zeit angesiedelt hatte: Eine Tankstelle, Container für Glas, Papier und Plastikflaschen, ein Supermarkt, ein Parkplatz mit Gebrauchtwagen, ein Lagerhaus für Dünger und Pflanzengifte. Swobodas Malerauge registrierte Rost, Mauersprünge, Blechbeulen, abgeblättern Lack, kleine Risse im Asphalt. Alles von der Patina der Lustlosigkeit überzogen.

Wo linkerhand die Rue Jules Crochemore anstieg und das alte Dorf begann, das zum Schloss der Grafen Valmont gehört hatte, waren die Dächer mit Schiefer gedeckt, der in der Sonne glimmte, und die Straßenseite der Häuser sah noch so aus, wie er sie erwartet hatte: Jenseits der Zeit bewahrt, schmal, geduckt, feucht. Nur hier und da hatte sich die Gegenwart mit Edelstahl und Aluminium in die Fachwerkfassaden gezwängt. Gläsern machte der Eingang einer Bank sich breit.

Der Blick des Kriminalers sammelte die Kennzeichen des Ortes. Ein kleiner Fischladen neben einem Elektriker, der im schmalen Schaufenster zwei Waschmaschinen anbot. Weiter oben in der Rue Jules Crochemore ein Bäcker, Luc Pannier, *Artisan*, dann, am höchsten Punkt, am Rand der Place Robert Gréverie, an der Madame O'Hearn im Haus Nummer Sechs wohnte, Rathaus und Kirche, das Denkmal des Unbekannten Soldaten, ein Gemischtwarenladen, dem, auf der anderen Straßenseite,

ein Versicherungsbüro, eine Apotheke, eine Metzgerei und, unübersehbar groß, ein Geschäft für medizinischen Bedarf und Krankenpflege gegenüber lagen.

Alte Leute, dachte Swoboda, wie ich, alt und ängstlich, gegen Schulterschmerzen gab es hier Wärmepflaster, und gegen das Stechen in den Fersen Silikoneinlagekissen für die Schuhe. Als er in die Parkbucht fuhr und den Motor abstellte, fiel ihm die Stille auf. Hier wohnen und in aller Ruhe Meeresbilder malen? Warum eigentlich nicht?

Auch in Zungen an der Nelda war ihm die Stille vertraut – wenn auch eine, die ihm oft lauernd vorgekommen war, eine hinterhältige Geräuschlosigkeit. Hier, in Valmont, schien ihm die Stille aus Lebensmüdigkeit entstanden zu sein, vielleicht verursacht von dem üblichen Mangel an Jugend in solchen Gegenden.

Er überquerte den Platz und sucht die Hausnummer Sechs.

Aus dem Gemischtwarenladen an der Ecke trat eine Frau in weißer Schürze auf die Stufen vor dem Eingang und rief ihm zu, ob er jemanden suche, ob sie ihm helfen könne.

„Madame O’Hearn!“ rief er zurück.

„Elle n’est pas là! Toujours en vacances! Toujours en route! Elle à une vie super!“ lachte die Frau, winkte und wandte sich zurück in ihre Épicerie. War es dieses Verschwinden der weißen Schürze im Schatten der Tür, das ihn an den Schaum des Meers in der Buch von Fécamp erinnerte, als vorgestern Abend der Sturm begonnen hatte? Die Sonne war hinter einem dichten lilagrauen Wolkenband am Horizont verschwunden, hatte von dort noch Strahlenbündel hervorgeschossen und den klaren Küstenhimmel über den Kreidefelsen in Brand gesetzt.

Draußen hatten sich im Wolkenschatten die Wogen aufgestellt, aus der weiten Tiefe erhob sich eine Front von unergründlicher Dunkelheit, als wüchse meterdickes Glas vor dem Horizont, und dann schob sich die Mauer auf das Land zu, reckte sich, gewann an Geschwindigkeit und Höhe, bog sich wie unter Schmerzen, spuckte oben eine Schaumlinie aus, die das rosige Küstenlicht aufnahm, überholte sich mit ihrer Krone, wölbte sich nach vorn, neigte sich über den Wellenfuß und kippte auf das flach anlaufende Wasser vor ihr. Mit einem Donnern, das Swoboda unter den Füßen spürte, schlug die Woge auf, schwappte ihm entgegen, schien ihn weglocken zu wollen und verzichtete, bevor sie ihn erreicht

hatte. Ihr Schaum löste sich auf in weiße, knisternde Finger, die an Land liefen und zerfielen. Er hatte ein paar faustgroße, nassgraue Kiesel aufgehoben und in die anlaufende Wellenwand geworfen. Sie türmte sich neu und schluckte lautlos die Steine. Er hatte Schmerzen in der Schulter. Die Ladenbesitzerin war verschwunden. Vielleicht machte sie sich ja nur wichtig. Wusste angeblich alles über die Nachbarin. Janine O'Hearn sollte stets unterwegs sein? Immer in Ferien? Sie hatte ihm damals nicht den Eindruck gemacht, dass sie das Geld hatte, um ständig auf Reisen zu sein. Eine pensionierte Lehrerin für Englisch... Der Luftzug im Flur wurde stärker. Swoboda lief weiter, die Treppe hinauf, stand vor einer Wohnungstür, neben der unter einem Klingelknopf ein handgeschriebenes Papierschild auf die Wand geklebt war. *J.*

O'Hearn.

Er drückte auf die Klingel und hörte den schrillen Ton in der Wohnung. Keine Schritte. Madame schien unterwegs zu sein, vielleicht wirklich verreist, vielleicht war sie wieder bei ihren schottischen Verwandten, auch von Iren in der Familie hatte Madame O'Hearn in Edinburgh erzählt. Er klopfte. Nichts. Er ärgerte sich, dass er nicht von Fécamp aus doch noch versucht hatte, anzurufen, bevor er hergefahren war. Vielleicht waren die Leitungen ja längst repariert.

Aus Ärger drückte er den Klingelknopf noch einmal ausdauernd. Kein Geräusch. Offenbar hatte die Frau aus der Épicerie recht: Janine O'Hearn war irgendwo in der Welt, „immer in Urlaub, eine herrliches Leben...“

Swoboda wandte sich zum Gehen. Zögerte wieder. Nahm plötzlich den Geruch wahr: Ammoniak, Fäulnis und Süße.

Er drehte den eiförmigen weißen Porzellanknauf und drückte leicht gegen die Eingangstür. Sie gab nach. Aus einer offenen Zimmertür links fiel graues Licht auf den Boden im Flur. Rechts eine geschlossene Tür. Swoboda rief nach Madame O'Hearn und besann sich auf seine französischen Sätze. Er tastete nach dem Lichtschalter.

Weiter hinten lag vor der geschlossenen Tür am Ende des Korridors ein dunkles Etwas auf dem rotbraunen Linoleum. Eine schlafende Form, nur wenig gekrümmt, mit einer blaugrün glimmenden, unruhigen Schicht überzogen. Die gab, als würde der Leib leise singen, einen auf und ab schwellenden Summton von sich. Als hätten alle Fliegen des

sterbenden normannischen Sommers sich auf diesem halbnackten Körper versammelt und beschlossen, ihren Nachwuchs Madame O'Hearn's Fleisch anzuvertrauen. Plötzlich wusste er, welche Farbe das Meer hatte: Die tückische Dornenhaut des Rochens, an dem er sich gestern im Fischgeschäft geschnitten hatte, und diese emsigen Insekten: Das Meer war in der Tiefe graugrünschwarz wie der Fisch und an seiner Oberfläche grünblauschillernd wie die Fliegenhaut der Toten.

Er blieb in der Tür stehen und versuchte, flach zu atmen. In der Pathologie hatte Leybundgut ihn stets ermahnt, tief Luft zu holen, um die Übelkeit zu bekämpfen, doch er hatte sich meistens für die FFP Maske entschieden, die den Ekel verminderte. Bei manchen Funden hatten sie sich mit der Sprühgranate beholfen, die alle Gerüche neutralisierte. Hier konnte er sich nur auf den Durchzug zwischen Fenster und Wohnungstür verlassen.

An der vergilbten rechten Flurwand hing der Staubmantel von Janine O'Hearn an einem Haken. Es gab nur diesen einen Haken. Darunter standen die Straßenschuhe der Toten, hellbraun, flach und blank, parallel ausgerichtet, mit den Absätzen zur Wand. Andere Schuhe waren nicht zu sehen. Swoboda fragte sich, ob sie im Bodenfach eines Kleiderschranks schwarze Schuhe aufbewahrte, für die Kirche. Aber es war nicht seine Sache nachzusehen. Er hatte hier überhaupt nichts zu tun.

Das war Aufgabe der Polizei von Valmont, oder der von Fécamp oder vielleicht der von Paris. Er, Alexander Swoboda aus Zungen an der Nelda, hatte aus guten Gründen seinen Beruf an den Nagel gehängt. Er wollte und konnte keine Leichen mehr sehen. „Nie wieder Tod“, hatte er seinem Vorgesetzten, Kriminalrat Klantzammer, gesagt. „Es reicht, der Scheißtod steht mir bis hier“, und er hatte mit der rechten flachen Hand in Höhe seiner Gurgel einen Schnitt durch die Luft gezogen. Klantzammer hatte gegrinst. „Sollte ich dich mal brauchen, werde ich dich trotzdem fragen, Scheißtod hin oder her.“

Nein, hier, beim Fest, das die unendlich geduldige Lehrerin Janine O'Hearn den Fliegen bereitete, hatte er keine Aufgabe zu erfüllen. Er war nur zufällig am Tatort. Vermutlich der erste Zeuge. Er erinnerte sich, am Ortseingang, wo die Route de Therouldeville auf die Rue Jules Crochemore stieß, ein Polizeirevier gesehen zu haben.

Landpolizisten vermutlich. Sie würden herein trampeln und alle Spuren

zerstören. Warum nahm er das an? Hatte er eine Vorstellung davon, wie die Polizei von Valmont organisiert und ausgebildet war? Keine Ahnung hatte er. Jetzt stand er in der offenen Zimmertür, dem Kleiderhaken mit dem Mantel der Toten gegenüber. Ein flüchtiger Seitenblick in den Raum: Braune Sitzgarnitur, Couchtisch, grüner Teppichboden, offenes Fenster, Himmel. Er schob sich weiter nach vorn, dicht an der linken Wand, näher zur Leiche. Wieder spürte er das Zittern in seinen Fingern. Die Fliegen schwärmten auf, mit einem wütenden Sirren ordneten sie sich zu einer langgestreckten Wolke, die an ihm vorbei flog, als wollten sie ihn prüfen, bevor sie zu dem nackten Rücken von Janine O'Hearn rückkehrten und sich darauf niederließen, um sich weiter zu vermehren. Jetzt konnte er den Kopf sehen, der wie schlafend auf der Seite lag. Und das schwarze, mit Blut und Haaren verklebte Loch, das jemand in die Schläfe geschlagen hatte. Wer immer das getan hatte, ihr Seelenheil war ihm wichtig gewesen: Die Hände der Toten hielten unter dem Gewimmel der Maden einen Rosenkranz mit einem kleinen goldenen Medaillon. Er beugte sich über sie. Das Blut war nach hinten gelaufen und über den Hals, wo es in einer Nackenfalte eine schwarze Rinne bildete. Das Gesicht war frei von Blut und trug einen Ausdruck entspannter Ruhe. Ja, dies war Janine O'Hearn, so hatte er sie sich vorgestellt. „Je m'excuse“, flüsterte er, „je m'excuse.“

Der Schwindel fuhr in seinen Kopf, als ob ein eingesperrtes Tier darin herumraste. Seine Erinnerung wollte plötzlich wieder leben.

Unlektoriertes Manuskript